

Paul White

Zauberermächte im Dschungel



Zaubermächte im Dschungel

Paul White

Taschenbuch, 128 Seiten

Artikel-Nr.: 256121

ISBN / EAN: 978-3-86699-121-7

Bei seiner Arbeit im Dschungel Afrikas ist Missionsarzt Paul White besonders herausgefordert durch den Kampf mit seinen stärksten Feinden: dem Aberglauben der Einheimischen und der Macht der Medizinmänner.

Spannend und humorvoll wird von seinen Abenteuern berichtet – aber auch von dem Bemühen einer kleinen Schar von Afrikanern, anhand eindrücklicher Beispiele Gottes gute Botschaft weiterzugeben.

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)

clv

Paul White

Zauberkräfte im Dschungel

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2013 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Attacks Witchcraft
Originalverlag: The Paternoster Press, London
Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1974
im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

© der deutschen Ausgabe 2013
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Gottfried Müller
Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-121-7

Inhalt

Mbuli, ein neuer Patient	7
Der Zauberei auf der Spur	15
Beinahe schiefgegangen!	34
Chirurgische Streiflichter	42
Tropenkrankheiten	53
»Hick!« ... »hick!«	63
Jagd auf ein Schmorgericht	72
Brillen	79
Gefährliche Drogen	84
Bluttransfusion	89
Zum Ärger der Medizinmänner	97
Tag für Besucher	106
Der Bann ist gebrochen	115

Mbuli, ein neuer Patient

»Streck deine Zunge heraus«, befahl ich.

Der kleine Afrikaner zeigte scheu ein rosarotes Etwas zwischen seinen Lippen.

»Los, Junge, zeige mir das andere Ende.«

»*Jah*, Buana, ist das nicht angebunden?«

»Zeig mir, wo«, erwiderte ich.

Ein Lächeln lief über sein tiefschwarzes Gesicht, der Mund öffnete sich und heraus kam die Zunge in ihrer vollen Länge. »Ah«, sagte ich weise, »ich sehe schon, welche Medizin für dich richtig ist.«

Er sah strahlend zu mir auf. Beim Hinausgehen umklammerte er ein kleines Pappschildchen, das ihn dazu berechnigte, dreimal an jedem Tag einen Teelöffel voll Medizin zu schlucken.

Ganz sicher würde dadurch »die aufgeregte Schlange« in seinem Bauch – so hatte er es genannt – zur Ruhe kommen.

»*Junju jaze*« (Der Nächste bitte!), rief ich.

Herein kam eine Afrikanerin, in schwarzes Tuch gekleidet, das unter den Achseln in Falten gelegt war. »Buana«, sagte sie, »ich bin wegen Medizin gekommen. Und ich habe auch ein Geschenk mitgebracht!«

Sie kramte eine Kürbisflasche hervor, die ungefähr einen halben Liter Hirsesamen enthielt. Daudi schüttete etwas davon auf seine Handfläche und blies darauf.

»Jah«, kicherte er, »sieh nur die *dudus* (Kornwürmer)!«

»Heh«, sagte die Frau und warf den Kopf zurück.

»Heja« (doch), sagte Daudi, »ich weiß schon; dein Mann sagte, nimm nur nichts von dem guten Korn, nimm das vom vorigen Jahr, der Buana ist ein Europäer, der merkt den Unterschied doch nicht!«

»Buana, ich bin von Makasuku hierhergelaufen!«

Die Frau bemühte sich eifrig, das Thema zu wechseln.

»Heh«, meinte Daudi, »eine Dreitagereise.«

Die Frau nickte. »Buana, du musst mir helfen. Ich bin in so großer Sorge.«

»Ja«, sagte Daudi, »warum kommst du dann hierher? Gibt es keine anderen Ärzte, die näher bei euch wohnen?«

Die Frau schaute von einer Seite zur anderen.

»Natürlich«, gab sie zu, »wir haben unsere *waganga* (Medizinmänner), aber ich hatte Angst. Weißt du, zwei Söhne starben – die Augenmedizin half nicht, nun habe ich nur noch einen einzigen Sohn.«

Daudi nickte. »Deshalb kamst du also zu uns.« Mein afrikanischer Gehilfe fing an, sich für den Fall zu interessieren.

»Alu«, sagte die Frau, »ich habe davon gehört, dass der Buana Augenmedizin hat, und deshalb brachte ich mein Kind her.«

»Wo ist der Junge?«, fragte ich.

Die Frau ging die Veranda entlang, und wir folgten ihr. Im Schatten eines Brunnens saß ein kleiner Junge.

»Mbukua« (Guten Tag!), sagte ich.

Der Kleine hatte die Hand über die Augen gelegt.

»Mbukua«, gab er zur Antwort, schaute aber nicht auf.

»Itagwa lyako gwe nani?« (Wie heißt du?), fragte ich in der Chigogo-Sprache Zentral-Tanganjikas.

Ohne sich zu bewegen, sagte er: »Malalangambuli.«

Ich schaute Setschelela an. Sie zwinkerte mit den Augen.

»Ich nenne dich einfach Mbuli«, sagte ich. »Wenn du älter wirst und groß bist, kommt der andere Teil deines Namens wieder dran.« Die Mutter lächelte. Mit vorgestreckten Händen steuerte er auf sie zu, aber irgendwie fand seine Hand die meine, und da sah ich seine Augen. Sie waren vom Weinen geschwollen und unglaublich entzündet.

»Hast du Schmerzen?«, fragte ich.

Sein Mund zuckte. Er nickte.

»Und hungrig bist du auch?«

Er schüttelte den Kopf: »Nein, Buana, die Schmerzen vertreiben mir den Hunger.«

Wir standen jetzt im Schatten. Weil kein starkes Licht ihn blenden konnte, wagte er es, die Augen zu öffnen.

»Mbuli«, fragte ich, »möchtest du, dass ich dir helfe?«

Er wandte seine rührenden Augen mir zu. »Buana, ich mag keine Schmerzen.«

Wir gingen in den Verbandsraum. Ich ließ ein paar Tropfen in die Augen des Jungen träufeln. Er blinzelte und setzte sich hin. »Weiter nichts?«, fragte er.

»Das war nur der Anfang«, erwiderte ich.

Ich wandte mich an Daudi und erklärte ihm die Ursache des Übels – ein Geschwür auf dem Augapfel. Man brachte ein Gefäß mit Augenspülmittel, Baumwoll-Lappen, hellgelbe Salbe, schwarze Tropfen und eine Rolle Heftpflaster. Die afrikanische Schwester badete seine Augen, trüffelte Tropfen hinein, strich Salbe um die Lider herum, schnitt dann zwei Stückchen Heftpflaster ab und klebte je eins über seine Augenbrauen.

»Mbuli«, sagte ich, »nun brauchst du deine Hand nicht mehr über die Augen zu halten. Wenn du etwas sehen willst, hebst du einfach das Heftpflaster hoch; wenn du aber lieber kein Licht hereinlassen willst, lässt du es herunterhängen.«

»Buana«, sagte er, »ich will tun, was du sagst.«

Er war einfach reizend, der kleine Bursche. Ich hatte lautes Geschrei erwartet und gedacht, ich würde vom Hals bis zu den Knien mit Augentropfen und Waschwasser bespritzt werden – waren doch oft zwei oder drei Schwestern nötig, um den sich wehrenden Patienten zu halten –, aber Mbuli sträubte sich nicht. Stattdessen hielt er feierlich meine Hand und sagte: »Vielen Dank, Buana. Werden meine Augen bald besser sein?«

»Es wird drei Wochen dauern, Mbuli, ich muss jeden Tag wiederholen, was ich heute getan habe. Du kannst hier im Krankenhaus bleiben; wir werden auch deiner Mutter zu essen geben.«

»*Kah!* Aber ich muss ...«, begann die Mutter. Doch sie brach ab. Ich merkte, wie Setschelela, unsere afri-

kanische Oberschwester, sie vielsagend anschaute, dachte aber weiter nicht darüber nach. Die beiden gingen in den Krankensaal.

»*Junji jaze*«, rief ich.

Nichts rührte sich. Ich streckte meine Füße aus und entzifferte mit Behagen das Wort »Motoröl«, das hinter der glänzenden Emaille unseres Arzneimittelschranks auf der Tür noch schwach zu lesen war. Darüber liefen schmutzfarbene Streifen über die weiß getünchte Wand, die von einem Gewitter herrührten, dessen Wasser sich durch das Dach über die ausgetrockneten Ziegel ergossen hatte.

Die Tür des Verbandsraumes ging auf; die afrikanische Schwester streckte den Kopf herein. »Der Verbandsbericht, Buana: Es waren siebzehn Geschwüre, zwölf Augen, vier ausgespritzte Ohren und der kleine Junge mit dem Hyänenbiss.«

»Eine nette Zusammenstellung«, erwiderte ich. »Jetzt scheint aber niemand mehr da zu sein; es ist auch Zeit, aufzuhören. 81 Menschen habe ich heute Morgen angesehen!«

Als ich mich umwandte, sah ich, dass ihre Aufmerksamkeit auf das Fenster hinter mir gerichtet war. Ich konnte dort nichts entdecken als das spitze Ende eines Speers, der ziemlich lautlos im Rahmen erschienen war.

»Buana«, sagte eine tiefe Stimme. »*Hodi?*« (Darf ich hereinkommen?)

»*Karibu*« (Komm herein!), erwiderte ich.

Es war ein Afrikaner, der offensichtlich eine weite Strecke gereist war. Seine Frisur war nach der neues-

ten Mode: Roter Lehm klebte das dichte lockige Haar zusammen. Es saß über den Ohren wie eine enge Sturmhaube. Er kam herein, stellte Speer und Knotenstock in eine Ecke und setzte sich vor mir nieder, nachdem er eine aus Palmenblättern gewebte Matte mitten im Raum abgeladen hatte. Daudi hob sie auf und besichtigte sie. Dagegen wurde mein Interesse weniger von der Matte gefesselt als vielmehr von einem Geschöpf, so groß wie mein Daumennagel, von grünlich-grauer Farbe, das sich auf unheimlich aussehenden Beinen quer durch den Raum auf mich zubewegte. Ich nahm ein Stück Löschpapier, hob es damit auf und ging hinaus.

Über meine Schulter rief ich auf Englisch: »Kaufe alles, was er hat, Daudi, das Stück für 30 Cent.«

Daudi nickte. »Buana, er ist der Onkel des Kindes mit dem kranken Auge. Er war sehr überrascht, den Jungen hier zu sehen.«

»Hm! Trag die Matten in die Vorratskammer, Daudi!«

Ich wandte mich vier jungen Gehilfen zu, die gerade fertig geworden waren, Arznei auszuteilen und die Flaschen für den Krankensaal zu füllen. Ich hielt ihnen das Insekt zur Begutachtung hin. Sie schauten es an und grinsten.

»*Ikutupa*«, sagten sie im Chor.

»Auf Englisch?«

»Eine Zecke, Sir«, gab einer der Jungen zur Antwort und fuhr in seinem besten Englisch fort: »Sie zwickt ganz gefährlich und verursacht viel Unbehagen, Fieber und Ähnliches.«

Ich wandte mich an den ersten Jungen: »Zeichne mir dort im Staub auf, was du unter dem Mikroskop siehst, wenn dich eine Zecke gebissen hat.«

Der Junge glättete eine Fläche im Sand, bezeichnete mit seinem Fuß einen großen Kreis und begann zu zeichnen.

Zum zweiten sagte ich: »Du gehst etwas weiter hinauf und zeichnest die Fieberkurve eines Menschen auf, der gebissen wurde.«

Und zum dritten: »Bereite du dich darauf vor, mir zu sagen, wie du die Sache behandeln würdest.«

Für einen Augenblick waren alle beschäftigt.

Doch bald schon riefen sie mich. »Komm und sieh, Buana!« Der erste zeigte mir seine Zeichnung – Kreise von der Größe einer Handfläche und eine Anzahl korkenzieherähnlicher Gebilde zwischen ihnen.

»Erkläre es mir«, bat ich.

»Buana, die runden Dinger sind die Blutzellen, die anderen die *dudus* (Bakterien), die das Zeckenfieber verursachen.«

Das Bild des zweiten Jungen konnte man nur verstehen, wenn man wusste, worum es sich handelte. Eine unklare, schwankende Linie bewegte sich ungefähr 7 oder 8 Fußstapfen lang im Sand. Man konnte sehen, dass er das Bild mit den bloßen Füßen ausgemessen hatte. Darüber schoss eine Linie plötzlich in die Höhe; sie sah aus wie eine Kette von Berggipfeln. Das ging so 4 oder 5 Fußstapfen lang, dann ging die Linie wieder herunter.

»Buana«, sagte er, »die Temperatur steigt eine

Weile, danach fällt sie wieder, dann steigt sie wieder und fällt wieder, sie steigt und fällt.«

»Deswegen nennt man es auch Rückfallfieber«, erklärte ich ihm.

Dann wandte ich mich zum dritten: »Und was geschieht, wenn keine ärztliche Behandlung einsetzt?«

Er war, während seine Gefährten gezeichnet hatten, offenbar nicht untätig gewesen, denn er hatte plötzlich einen Spaten in der Hand und begann, mit kummervoller Miene zu graben. Alle lachten.

»Und all der Kummer wegen einer kleinen Zecke von der Größe eines Daumennagels, einer Zecke, die keinen Lärm macht, die einen im Schlaf beißt und die man so leicht töten könnte, wenn man sie nur bemerkte.«

Ich zertrat das widerliche Insekt unter meinem Absatz.

Der Zauberei auf der Spur

Zufrieden goss ich mir eine zweite Tasse Tee ein. Der Nachmittag war von Erfolg gekrönt gewesen; so konnte ich ausruhen. Gedankenversunken rührte ich meinen Tee und wäre fast in die Höhe gesprungen, als hinter mir Daudis Stimme ertönte:

»Buana, kannst du gleich noch einen Star operieren?«

»Noch einen, Daudi? Wir haben doch schon fünf hinter uns, und im Krankenhaus ist ja niemand mehr zu operieren.«

»Jaaa, das war so vor einer Viertelstunde, Buana, doch jetzt sieht's anders aus.«

»Anders, wieso?«

»Komm, schau, Buana.«

Auf der Veranda saß eine erschöpft aussehende Frau. Sie erhob sich; ein vielleicht acht Jahre alter Junge neben ihr blieb sitzen.

»Sag ihm«, forderte sie Daudi auf und deutete mit dem Kinn auf mich, »dass ich gekommen bin, damit er meinem Kind helfe.« Daudi zwinkerte mir zu und übersetzte sogleich getreu ins Englische; allerdings fügte er einiges hinzu, worüber ich lächeln musste. Die farblose und müde Stimme der Frau erzählte im Chigogo-Dialekt, den ich gut verstand, die typische Geschichte eines Lebens ohne jede ärztliche Hilfe. Daudi machte dies daraus:

»Der kleine Kerl namens Muajuma (Braucht er nicht dringend ein Bad, Buana!?) war immer vergnügt und gesund, bis er sechsmal die Ernte miterlebt hatte, doch dann überfiel ihn Finsternis.«

Daudi hörte eine Weile zu, erhob seine Hand und fuhr fort: »Ein ganzes Jahr lang, Buana, ist er jetzt blind, und seine Mutter grämt sich furchtbar. Sie traf Eleazer, den Lehrer. (Wir hatten ihn vor sechs Monaten bei uns. Weißt du noch, Buana, es war an dem Tag, als wir die Kobra im Medizinschrank fanden.) Der hat sie ermuntert und gesagt, du könntest den Star des Jungen beseitigen.«

»Hör zu, Daudi«, unterbrach ich ihn, »lass mich auf Chigogo zu ihr sprechen. Sie meint, ich verstehe sie nicht, vielleicht vertraut sie uns mehr, wenn ich sie in ihrer eigenen Sprache anrede.«

Ich grüßte sie sehr höflich, erkundigte mich nach Haus und Familie und fuhr fort: »Schau, meine Zunge hat es noch ein wenig schwer mit eurer Sprache, aber ich möchte dir wirklich helfen. Berichte mir nur.«

Sie machte eine Verbeugung und stürzte sich ins Erzählen. Wir hörten von größten Strapazen. Sie waren vierzig Meilen gelaufen. Eine lange Strecke Wegs hatte sie den nicht gerade leichten Achtjährigen auf dem Rücken getragen, dazu auf dem Kopf ständig den Korb mit Esswaren. Nur auf ebenen und breiten Wegen konnte er neben ihr laufen; im Dornbusch oder über die sandigen Flussbetten ging es nur huckepack. Am ersten Abend machten sie in einem Dorf halt, wo sie bei einem Lehrer unserer Mission

essen und schlafen konnten. Ehe es dämmerte, brachen sie auf. Als es zu heiß wurde, ruhten sie sich im Haus eines anderen Missionslehrers aus, und weiter ging es, über die glühenden Ebenen Zentraltanganjikas; endlich waren sie bei uns angekommen.

»Buana«, klagte die Mutter, »ich rannte einfach fort. Der Vater des Jungen erlaubte mir nicht, ihn herzubringen. Seine Großmutter sagt, ich sei schuld daran, dass er blind sei. In meiner Familie sind alle gegen mich. Morgen werden sie hier sein und uns zurückholen. Mein Mann wird mich bestimmt schlagen, und Klein-Muajuma bleibt blind.«

Setschelela und Daudi hörten gespannt zu. Ich bemerkte ein Blitzen in Daudis Auge und tröstete die Frau: »Wir werden dir helfen und dich beschützen. Setschelela bringt dir etwas zu essen.«

»Mutter, ich habe Hunger«, rief der Kleine und fing an zu weinen.

Daudi sprach leise mit mir: »Ich kenne das Dorf. Ihr Mann ist sehr herrisch, er ist Unterhüptling am Ort. Er wird sicher morgen hier aufkreuzen, und dann haben wir die Bescherung. Die Frau mit dem Kind lässt er bestimmt nicht hier, und ihre ganze Hoffnung und ihre Pläne sind dahin.«

»Keine Bange, Daudi, wir reden mit ihm und zeigen ihm den wahren Sachverhalt.«

»Buana, du begreifst immer noch nicht. Er nimmt sie mit – ganz gleich, was du anstellst. Der schneidet gleich ein Loch in den Zaun und schmuggelt sie bei Nacht hinaus. Was werden die Armen dann auszustehen haben!«

»Ja, was nun, Daudi?«

»Operieren, Buana, heute noch, und ihnen morgen die Linsen zeigen, damit sie Glotzaugen machen. Wenn der Vater eintritt, bekommt er zuerst das, was weggeschnitten ist, zu sehen und dann das Ergebnis. Er wird platt sein vor Erstaunen.«

»Aber das Kind ist übermüdet, Daudi, auch sind seine Augen nicht vorbereitet; zudem können wir zwei Augen nicht an einem Tag drannehmen. Es ist einfach zu dumm.«

»Hör zu, Buana. Wenn du nicht operierst, bleibt das Kind blind und muss wahrscheinlich sterben. Im anderen Fall wirst du helfen können, und zwar nicht wenig, auch wenn große Schwierigkeiten da sind.«

»Daudi, ich kann es nicht. Ich darf den Jungen der Gefahr völliger Blindheit nicht aussetzen, nur weil sein Vater einen Dickkopf hat. Die Operation ist zu riskant.«

Doch Daudi verlor nicht die Geduld. »Buana, du bist kein Afrikaner, aber ich. Glaube mir, es ist besser, es so zu machen, wie ich sage.«

Ich zuckte die Achseln. »All right. Wir werden ihm eine gewöhnliche Narkose geben müssen; es wird eine äußerst schwierige Angelegenheit.«

Daudi sprang davon, um alles vorzubereiten, während ich niederkniete und um den Beistand des allmächtigen Gottes bat, mit dessen Hilfe alle Dinge möglich sind.

Muajuma war gebadet worden und lag in einem sauberen Bettchen; er schlief schon beinahe. Dies war

seine erste Begegnung mit Bettwäsche und Decken. Zu Hause war eine Kuhhaut in einer Ecke der Hütte alles, was er sein Bett nennen konnte.

Die Mutter, ebenfalls gebadet und in Krankenhauskleidung, saß bei ihm und redete mit ihm. Ich hörte zu. Sie sprach leise.

»Hab keine Angst, mein Süßer. Der Buana wird dir helfen. Die groben Leute werden nicht zu dir dürfen.«

»Ich habe aber doch solchen Hunger.«

»Erst musst du schlafen, dann gib't etwas zu essen, mein Liebling.« Der kleine Bursche streckte die Hände nach mir aus. »Buana, ich bin hungrig.«

Jemand stieß mich an; ein klebriges Stück Zucker wurde mir in die Hand gedrückt.

»Muajuma«, lächelte ich, »Mund auf – weit!«

Vertrauensvoll tat er es. Ich steckte das süße Bröckchen hinein. Sofort schloss er die Kiefer darüber und lächelte zu mir auf. Die blinden Augen zeigten mit fast erstaunlicher Klarheit die weißen Starflecken. Sie sahen aus wie die weiße Zwölf einer dunklen Schießscheibe.

In meiner Hand hielt ich einen Bausch Mull und eine kleine braune Flasche. Ich ließ einige Tropfen auf den Stoff fallen. »Jah«, rief der Knirps, »es riecht!«

Er streckte sich, und in kürzester Zeit war er eingeschlafen. Seine Mutter bestand darauf, dass wir ihn auf die Veranda trugen; dort stand sie und schaute mäuschenstill zu. Setschelela flüsterte ihr ermutigende Worte zu. Die Operation verlief so glatt

wie selten. Während Daudi den kleinen Burschen auf die Tragbahre legte, standen wir dabei und beteten für die völlige Gesundheit des Jungen und dafür, dass die Verwandten uns nicht einen Strich durch die Rechnung machen möchten.

Sorgsam tat ich die Linsen in einen Umschlag.

Der Abend des nächsten Tages kam heran; wir standen gerade auf der Veranda bei der Visite. Plötzlich erstarrte Daudi. Er deutete auf eine Gruppe von einigen Dutzend Männern, die die Anhöhe zum Haupttor heraufkamen.

»Buana«, flüsterte er, »wir haben sie gerade noch rechtzeitig entdeckt; jetzt kommt der Vater.«

Schnell bereiteten wir alles vor; ich wollte im Kinderkrankensaal sein, wenn sie hereinkämen. Die Stimme des Vaters klang ärgerlich und aufgeregt, und seine Gefolgsleute schauten feindselig drein.

»Bring sie zum Lachen, Buana, dann hast du leichtes Spiel mit ihnen«, raunte mir Daudi zu.

»Buana«, donnerte der Unterhäuptling los, »wo ist meine Frau?«

»Kah«, staunte ich, »begrüßt man hierzulande die Leute nicht?«

Er stotterte und blickte verwirrt um sich: »*Mbukwenji*« (Guten Tag!).

»*Mbukua*«, erwiderte ich.

»Buana, wo ...«

»*Zo wugono*« (Wie hast du geschlafen?), antwortete ich lächelnd.

»*Ale zo wugono gwe gwe?*« (Wie hast du geschlafen?), fragte er; »aber, Buana, wo ...«

»*Mukuliaci?*«, fragte ich, der Stammessitte gemäß (Was esst ihr daheim?).

»*Wugali du*« (nur Haferbrei), kam es zurück.
»Buana, wo ist ...?«

»*Za henju?*« (Was gibt's Neues bei euch?), fragte ich beharrlich weiter und setzte ein breites Lächeln auf.

Sein Gesicht entspannte sich; ein Grinsen ging durch die ganze Versammlung.

»Schau einer an«, ließ sich einer vernehmen, »er kennt unsere Sprache und Gebräuche.«

»Deine Frau und dein Kind sind hier, Häuptling, und schau ...« Aus meiner Tasche zog ich ein Stück Baumwolle hervor. Ich nahm es in die Hand, fuhr damit durch die Luft und ließ es mit dem Zaubertrick eines Schuljungen verschwinden. Sie glotzten, und ich lachte. Dabei zog ich den Umschlag mit den Augenlinsen des Jungen aus der Tasche.

»Buana«, rief der Häuptling, »mach das mit der Wolle noch mal!« Ich tat es, und während die ganze Meute noch lachte, legte ich ihm die Linsen in die Hand, die wie eine gespaltene Erbse aussahen.

Er war sprachlos. »Du hast sie herausgeschnitten!«

»Ja. Komm her, schau ihn dir an.«

Ich führte sie ins Krankenzimmer. Die Mutter drehte uns den Rücken zu und hielt den Kopf abgewandt. Alles schwieg, und es knisterte vor Spannung. »Da ist er. Wenn er nun ganz still liegen kann und wenn niemand ihn stört, nehme ich die Binden ab; dann kann er sehen.« Schweigen. Keiner rührte

sich. Ich nahm Binden und Watte ab. Der kleine Bursche, den seine Mutter ein wenig stützte, blinzelte umher und lächelte ein wenig. »Joh«, stieß er hervor, »ich kann sehen!«

Alle Anwesenden unterhielten sich aufgeregt, wie dies alle Afrikaner tun; dann kam der Vater auf mich zu.

»Buana, *assante* (danke schön), aber mach bitte, dass deine Medizin schnell wirkt. Wer soll mir kochen, wenn meine Frau fort ist?«

Ich lächelte. »Komm morgen wieder, dann sprechen wir darüber.« Er nahm Stock und Speer auf und verschwand in der Dämmerung. Ich vertilgte ein geradezu riesiges Huhn, das mein Koch zum Spottpreis von 10 Pfennigen erhandelt hatte, und schrieb einen Stoß Briefe. Bevor ich zu Bett ging, trat ich ans Fenster. Der Vollmond schien mit gleißendem Licht auf die Ebene. Auf eine gespenstische Weise belebte er die Silhouetten der Paw-Paw-Bäume und der riesigen Baobabs.

Durch den Draht der Moskitonetze schaute ich auf die Lichtung in der Nähe des Hauses. Dorthin hatte ich Hühnerknochen gelegt, weil ich einmal sehen wollte, ob sich eine mutige Hyäne so weit herauswagen würde.

Voller Klänge war die afrikanische Nacht – das Zirpen der Grillen, das Klopfen der Trommeln, in der Ferne das Gezeter der Affen – eine eigenartige Musik. In der Nähe unseres Hauses verzweigte sich ein langer Pfad. Als ich so stand, sah ich zwei Gestalten über ein Hirsefeld gehen: sie folgten einer

schmalen Spur. Deutlich hoben sie sich gegen den Nachthimmel ab. Halb in mich versunken, wunderte ich mich ein wenig, zu so später Stunde noch Menschen einsam wandern zu sehen, wo es hier von Löwen wimmelte.

Ich musste an meine letzten Fälle denken. Dem kleinen Kerl mit dem Star würde es bald besser gehen. Die Operation war ganz besonders gut gelungen. Und dann der kleine Mbuli; sein Fall war wahrscheinlich nicht so kritisch, eben eine langsam fortschreitende Augenkrankheit. Er würde schon bald gesund werden, man musste ihn nur dauernd in Behandlung halten. Alle mochten ihn gern, den kleinen Bengel.

Am Morgen betrat ich das Krankenzimmer, doch sein Bett war leer. Sofort durchsuchten wir das ganze Haus, aber weder er noch seine Mutter waren zu finden.

»Kah«, ließ sich Setschelela vernehmen, »ich wusste es, die Mutter war so erschrocken über die Worte ihres Verwandten, des Mattenverkäufers, dass sie bei Nacht davonlief.«

Da fielen mir jene zwei Gestalten beim Mondlicht ein. Eine Woge des Zorns überkam mich.

»Nanu, Buana«, verwunderte sich Setschelela, »dein Gesicht ist ja ganz rot.«

»Ja«, gab ich zu, »ich bin sehr zornig.«

»Aber, Buana, sei der Mutter nicht böse. Sie hatte doch Angst.«

»Ich ärgere mich nicht über die Mutter, auch nicht über jemanden anders. Aber überlege doch: Es gibt